



Katholische
Akademie
in Bayern

Katholische Kirche heute, gestern, morgen

Walter Kardinal Kasper

1. Persönliche Kirchenerfahrung

„Kirche heute - gestern - morgen.“ Das ist ein Thema, das mich nicht erst heute beschäftigt, sondern mich bewegt, seit ich nachdenken kann, und das sind gut 70 Jahre. Vielleicht darf deshalb dazu einleitend etwas sagen, um deutlich zu machen, dass das Thema Kirche für mich kein Thema ist, mit dem ich nur akademisch oder nur als „Amtsträger“ zu tun habe. Die Kirche hat etwas mit mir und meinem Leben und mit meiner Lebenserfahrung zu tun.

Wenn man heute etwas von der Kirche hört, dann – wenigstens nach dem, was man aus den Medien vernehmen kann – dass es ihr nicht gut geht. Ich bin vor und während dem zweiten Weltkrieg aufgewachsen. Das war die Nazi- und Kriegszeit; da ging es der Kirche noch viel schlechter. Der Bischof unserer Diözese war aus der Diözese verbannt, im Konzentrationslager Dachau gab es einen großen Priesterblock, und am Ende des Krieges lagen viele Kirchen lagen in Trümmer. Als Bub wusste ich, dass ich das, was mir meine Mutter (der Vater war Soldat) mir über die Nazis sagte, meinen Kameraden nicht erzählen darf, weil die Mutter sonst ins Konzentrationslager kommt. Die Angrenzung war klar; es gab ein klares Ja oder Nein. Gerade so war die Kirche, genauer: diese vorkonziliare Kirche, uns Heimat und gab uns Identität. Wir waren stolz dazuzugehören.

Nach dem Krieg begegnete ich der Nachblüte der Jugendbewegung, die eng mit der Liturgischen Bewegung und der Bibelbewegung verbunden war. Es war eine Zeit des Aufbruchs. 1950 – also zu der Zeit als ich studierte und mich auf das Priesterwerden vorbereitete – lag die durchschnittliche Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher bei etwas über 50 %. Man war gerne katholisch. Als Papst Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 die Absicht bekundete ein Konzil einzuberufen, war das Überraschung pur. Aber wir empfanden das Konzil niemals als

einen Bruch; es war für uns damals vielmehr die Erfüllung von Sehnsüchten, die wir schon länger in den Herzen trugen. Eine Welle des Enthusiasmus machte sich breit, wie sie sich heutige Jugendliche gar nicht mehr vorstellen und die sie schon gar nicht mehr nachempfinden können.

Manche Erwartung mag man im Nachhinein als naiv beurteilen. Denn Krisenphänomene zeigten sich schon vor und während des Konzils. Als ich 1957 meine erste Stelle als Vikar in Stuttgart antrat, konnte ich schon damals in der Jugendarbeit ein abflauendes Interesse spüren. 1968 erlebte ich an der Universität den Umbruch der Stimmung mit einer Fundamentalkritik an der Kirche verbunden mit zum Teil wüsten Szenen und radikalen Experimenten. Demgegenüber geht es heute in der Kirche eher gesittet zu. Was damals geschah, ist heutigen Studenten nicht mehr zu vermitteln. Krise der Kirche gibt es also nicht erst heute und die heutige Krise ist, wie jeder, der auch nur ein wenig Kirchengeschichte kennt, wahrlich nicht die größte aller Zeiten. Jesus hat es seiner Kirche vorausgesagt, dass sie immer in der Krise sein werde. Ein Grund zu Panik sind Krisen der Kirche also nicht.

Als ich nach 25 Jahren Lehrtätigkeit an der Universität Bischof einer großen Diözese wurde, war ich verantwortlich für die Beziehungen zur Dritten Welt. Ich kam viel in der Welt herum, lernte die Kirche in Afrika, Lateinamerika, Asien kennen, wurde mit vielen Armut- und Elendsproblemen, mit ethischen Konflikten, Verfolgungssituationen u. a. konfrontiert. Unsere Probleme zu Hause nahmen sich da bescheiden aus. Aber ich machte auch eine positive Erfahrung: Als katholischer Christ ist man überall zu Hause, findet man überall Freunde, kann überall Gottesdienst feiern und dies in einer sonst so zerrissenen Welt voller Konflikte. Weltkirche, die man hierzulande oft als Belastung und Begrenzung erfährt, ist etwas Bereicherndes.

Als ich dann vor 12 Jahren nach Rom in den Einheitsrat berufen wurde, war mir klar, dass man Ökumene nicht nur am Schreibtisch erledigen kann, und dass auch die Dokumente allein nicht genügen, dass es vielmehr darauf ankommt, Beziehungen, besser: Vertrauen und Freundschaft mit anderen Christen aufzubauen. Das hat mich wieder auf viele Reisen rund um den Globus mit vielen bewegenden Erfahrungen geführt. Sicher, wir haben volle Einheit der Christen nicht geschafft, aber es gibt so etwas wie eine zusammenwachsende und eins werdende Christenheit. Das ist eine großartige Erfahrung von Zusammengehörigkeit, von Freundschaft und Zusammenarbeit trotz aller bestehenden Unterschiede. Der weit verbreitete Spruch: An der Basis geht's voran, oben wird gebremst, ist schlicht ignorant. Es geschehen in Rom fast jede Woche Begegnungen und Gespräche, die vor einigen Jahrzehnten völlig undenkbar

gewesen wären. So ist mir die weltweite Kirche und Christenheit bei allen riesigen Problemen, die es gibt, zur Heimat geworden, und ich bin, dankbar dazu zu gehören. Die Christenheit ist bei allen Spaltungen die größte Friedensbewegung, die es in der Welt gibt, und die Kirche bedeutet für zahllose Menschen in der Welt ein Zeichen der Hoffnung.

2. Konkrete Probleme

Wenn ich nun vor diesem Hintergrund auf die gegenwärtige Situation in Deutschland schaue, dann fallen gegenwärtig vor allem negative Schlagzeilen auf: Im vergangenen Jahr stand an erster Stelle der Missbrauchsskandal, der uns tief erschüttert und beschämt hat; er hatte nicht nur überdurchschnittlich viele Kirchenaustritte zur Folge, sondern – was weit gravierender ist – einen riesigen Vertrauensverlust, und verlorenes Vertrauen ist sehr schwer und nicht von heute auf morgen wieder aufzubauen. Ein zweites Stichwort: Schrumpfende Kirchenbesucherzahlen. Zu meiner Studienzeit lag die Kirchenbesucherzahl im Jahr 1950 etwa – wie bereits bemerkt – bei über 50%, heute liegt sie bei durchschnittlich etwa bei 12 %; wenn man hinzunimmt, dass die Mehrzahl der Kirchenbesucher über 60 Jahre alt ist, dann ist das eine Zeitbombe. Dazu kommt die Schwierigkeit mit schwierigen Lebenssituationen wie etwa der Situation der wiederverheiratet Geschiedenen umzugehen, der Mangel an Priester- und Ordensberufungen und die verständlicher Weise viele bewegende Frage, wie es mit unseren Gemeinden denn weitergehen soll. Schließlich kann man auf die immer wieder neuen öffentlichen Diskussionen über Memoranden und Erklärungen verweisen, die dann regelmäßig Gegenmemoranden und Gegenerklärungen hervorrufen; das sind Zeichen einer ungunstigen Polarisierung in der Kirche, verbunden mit einem unüberhörbaren Murren im Volke Gottes und der Forderung nach mehr Mitsprache oder wenigstens nach mehr Gehör.

Man könnte diese Problem-Liste leicht fortsetzen und zeigen: Die Kirche war schon immer während ihrer ganzen 2000jährigen Geschichte in der Krise und im Umbruch, sie ist es auch heute, und sie wird es auch in Zukunft sein. Aber es gibt auch viele positive Zeichen, etwa die große Zahl ehrenamtlicher Mitarbeiter/innen, die sich tagtäglich in den Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen engagieren, die ungebrochene Spendenbereitschaft auch in Zeiten wirtschaftlicher Krise, nicht zuletzt viele stille Beter und vieles andere mehr. Jeder dieser negativen wie positiven Punkte verdiente eine ausführliche Diskussion, die in einem einzigen Vortrag nicht zu leisten ist. Auf einiges möchte ich im größeren Zusammenhang zurückkommen.

3. Epochaler Umbruch

Die These, von der ich ausgehen möchte, lautet: In allen genannten und vielen anderen Phänomenen zeigt sich, dass die Kirche in Deutschland und Europa (darauf möchte ich mich beschränken) in einem epochalen Wandel steht. Die genannten Krisenphänomene sind Zeichen einer tieferen Krise. Das griechische Wort *krisis* bedeutet jedoch nicht einfach Zusammenbruch und Katastrophe, *krisis* bedeutet Wendepunkt, bei dem alles auf Messerschneide steht, wo sich alles zum Guten wie zum Schlechten wenden kann; sie kann auch ein *kairós*, eine Gnadenstunde sein. Die Krise ist deshalb eine Entscheidungssituation.

Was wir gegenwärtig erleben, ist das Zu-Ende-gehen einer Epoche der Kirchengeschichte. Man kann diese Situation bis zu einem gewissen Grade vergleichen mit dem Ende der alten Reichskirche in den napoleonischen Kriegen und dem Wiener Kongress (1814/15). Damals kam es zur Säkularisierung des Kirchengutes und damit zum Ende der feudalen Reichskirche. Das wurde als Unrecht empfunden, und war es auch; es war der Zusammenbruch des gesamten damaligen Kirchensystems, der Verlust politischer wie wirtschaftlicher Macht, was in manchen Gebieten zu einer materiellen wie kulturellen Verarmung führte.

Es war ein schmerzlicher Umbruch, der aber zu einem neuen Anfang und zu einem Aufbruch, zu einer neuen Gestalt der Kirche wurde, nämlich zu der Volkskirche wie die Älteren von uns sie bis 1933 und dann in einer kurzen Phase nach dem Zweiten Weltkrieg kannten. Die Kirche hatte ihre politische und wirtschaftliche Macht verloren, sie hatte dafür aber moralische Autorität gewonnen. Dies war dadurch möglich, dass sie sich auf ein konsistentes katholisches Milieu und auf bedeutende Laienverbände abstützen konnte; aus der feudalen Reichskirche war eine milieugestützte Volkskirche geworden. Sie war sozusagen der Fels, an den man sich in der Brandung der beiden totalitären Ideologien des 20. Jahrhunderts halten konnte. Gewiss, es gab damals – wie immer – Außenseiter, aber das katholische Milieu stand. Wir sollten diese volkskirchliche Gestalt der Kirche deshalb nicht kleinreden. Sie war sie geistliche Heimat; man fühlte sich in der Kirche zu Hause.

Diese volkskirchliche Gestalt geht in der heutigen pluralistischen Situation zu Ende. Das katholische Milieu gibt es heute nur noch in auslaufenden Restformen. Dort wo sie noch besteht, soll man es nicht zerstören oder herabsetzen, auch Folklore kann eine wichtige identitätsstiftende Bedeutung haben. Aber man muss sich darüber im Klaren sein: Die bisherige volkskirchliche Gestalt der Kirche ist nicht das zukunftsweisende Modell der Kirche im 21. Jahrhundert. Es kommt etwas Neues. Aller Abschied ist schwer, und Abschied bedeutet immer

auch Verlust; alles Neue dagegen entsteht unter Geburtsschmerzen. Die erfahren wir heute. Hoffnungslos ist ein Abschied aber nur, wenn ihm kein neuer Anfang und kein Aufbruch zu neuen Ufern folgen. Was uns in dieser Situation leider fehlt, ist, dass es so wenig konkrete und zugleich realistische Zukunftsvision gibt: Wir können das Neue bisher höchstens in ersten Umrissen wahrnehmen.

Der Papst hat in seiner kontrovers diskutierten Rede in Freiburg zum Abschluss seines Deutschlandbesuches von Entweltlichung gesprochen. Man kann fragen, ob Entweltlichung ein besonders glücklicher Ausdruck war. Sicher schwebte dem Papst kein Rückzug aus der Welt vor; im Gegenteil, er hat ausdrücklich von der Weltsendung der Christen und der Kirche gesprochen. Was er sagen wollte, wird klar, wenn man sieht, dass er sich auf das Johannes-Evangelium bezog, wonach die Kirche **in** der Welt lebt und **in** der Welt eine Sendung hat und dennoch nicht **von** der Welt ist und sich darum nicht an Maßstäben orientieren kann, die in der Welt, so wie sie eben ist, normalerweise gelten. In diesem Sinn verstanden soll die Kirche nicht weltlich sein, d.h. sie soll keine verweltlichte Institution sein. Sie kann ihre Hoffnung nicht darauf setzen, sich möglich den Trends der Zeit anzupassen oder allzu sehr mit politischer oder wirtschaftlicher Macht verwickelt zu sein.

Was der Papst damit gesagt hat, war nichts Neues. Der Papst hat uns im Sinn des Konzils eingeladen, *ecclesia semper purificanda* und *ecclesia semper renovanda* zu sein (LG 8). Vom Verzicht auf Privilegien ist bereits in der Pastoralkonstitution des II. Vatikanums ausdrücklich die Rede (GS 76), und die Kirchenkonstitution redet in einem leider viel zu wenig zitierten Abschnitt davon, dass die Kirche in der Nachfolge des um unsertwillen arm gewordenen Christus Kirche der Armen zu sein hat (LG 8). Man hat das in Deutschland auf die Kirchensteuerfrage verkürzt. Das Problem geht jedoch weiter und tiefer. Es geht um einen neuen Stil, der alles Feudale, Herrschaftliche, alles was nach Reichtum und nach politischer wie wirtschaftlicher Macht aussieht, ablegt. Die Kirche bezieht ihre Kraft allein aus Jesus Christus. Sie muss zur apostolischen Einfachheit zurückkehren. Daraus ergeben sich Reform-Anliegen für die im internationalen Vergleich gut situierte deutsche Kirche. Mit alle dem hat der Papst in seiner Rede Ideen aufgegriffen, die schon vor Jahrzehnten nicht nur von Joseph Ratzinger sondern auch von Karl Rahner (*Schriften VI, 1965; IX, 1970; Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und als Chance, 1972*) und von anderen formuliert wurden. Also nichts Neues; aber die Irritationen nach der Rede zeigen, dass Erklärungs- und Handlungsbedarf vorliegt.

Doch unabhängig von dieser Rede ist absehbar, dass die Kirche, und zwar beide großen Kirchen in Deutschland, innerhalb unserer stärker pluralistisch werdenden Gesellschaft zu großen

Minderheiten werden. Man kann deshalb realistischer Weise gar nicht damit rechnen, dass alles so bleibt, wie es unter volkskirchlichen Voraussetzungen geworden ist. Das gilt auch beim geschichtlich gewachsenen Pfarreisystem. Die Kirche geht einer neuen Art von Diasporasituation entgegen. Diasporasituation neuer Art deshalb, weil Diaspora bisheriger Art meinte, dass eine kleine katholische Minderheit in einem mehrheitlich evangelischen Umfeld lebte oder umgekehrt; die neue Diaspora bedeutet, dass evangelische und katholische Christen zusammen genommen teilweise schon heute und in Zukunft wohl noch mehr in einer mehrheitlich pluralistischen, christlich indifferenten, teilweise aber auch feindselig eingestellten Umwelt leben.

Das bedeutet nicht einer Pastoral der kleinen Herde oder der Ideologie des Gesundshrumpfens das Wort zu reden. Gesundshrumpfen als Programm wäre das Gegenteil einer missionarischen Kirche, die sich heute zur Neuevangelisierung aufmacht. Wir geben niemand auf, wir wollen so viele wie möglich gewinnen, sogar so viele wie möglich neu dazu gewinnen, und jeder einzelne, der weggeht ist einer zu viel. Dennoch müssen wir aber realistischer Weise damit rechnen, dass die Kirche in Europa einer neuen Art von Diasporasituation entgegengieht. Als Christen müssen wir diese nach menschlichem Ermessen auf uns zukommende Wirklichkeit im Vertrauen auf Gottes Vorsehung realistisch als Herausforderung annehmen.

Diese neue Situation ist kein Grund zur Panik. Wer die Geschichte der Menschheit studiert, der wird bei dem großen Historiker Arnold J. Toynbee in seinem Opus magnum „*Study of History*“ finden, dass es in schwierigen Situationen der Menschheitsgeschichte immer qualifizierte, kreative Minderheiten waren, die einen Ausweg gefunden haben, dem sich die Mehrheit dann anschließen konnte.

In der Kirchengeschichte war es nicht anders. Erneuerungen sind nie von Massenversammlungen ausgegangen sondern jeweils von kleinen Gruppen. Am Anfang waren es nur Zwölf und dazu ein paar mutige Frauen. Dass auch kleine, aber wache und engagierte Minderheiten einen enormen kulturellen Einfluss haben können, zeigt nicht zuletzt die Bedeutung, die das Judentum vor 1933 in Deutschland hatte. Es waren nur ca. 500.000 Juden im damaligen Reich, nicht einmal 1%, aber ihr kultureller Einfluss war groß. Nicht Quantität sondern Qualität ist für die Identität entscheidend. Wenn wir nur wissen, wer wir sind und was wir wollen, wenn wir vor allem von unserer eigenen „Sache“ überzeugt sind und zu ihr stehen, wenn wir also qualifizierte und kreative Minderheit sind, dann ist nicht Zukunftsangst, sondern Hoffnung angesagt.

4. Christsein und Kirchesein im Horizont der Gottesfrage

Die These, dass Qualität vor der Quantität geht, führt mich nun zu einer dritten Dimension der gegenwärtigen Situation. Wir sind ausgegangen von konkreten Krisenphänomenen und sind dann auf die Krise im Sinn einer epochalen Übergangssituation hin zu einer neuen Epoche der konkreten Gestalt der Kirche zu sprechen gekommen. Beides waren binnenkirchliche Gesichtspunkte, und die meisten Reformvorschläge gehen leider allein von einer solchen binnenkirchlichen Perspektive aus. Die Dramatik wird jedoch erst dann voll deutlich, wenn wir die Fenster und Türen aufmachen und die kirchlichen Probleme im kulturellen Gesamtkontext betrachten.

Im Anschluss an Johann Baptist Metz habe ich von einer Gotteskrise gesprochen. Das ist ein missverständliches Wort. Selbstverständlich ist nicht Gott in der Krise; vielmehr sind wir in der Krise, weil wir die Wirklichkeit Gottes verdrängt, vergessen und verdunkelt haben, und weil auch wir Christen das Antlitz Gottes oft entstellt haben. Die Mitschuld der Christen an der entstandenen Situation, die man meist als Säkularisierung beschreibt, wird deutlich, wenn man sieht, dass die Säkularisierung eine ihrer Wurzeln in der Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert hat. In den Religionskriegen des 16./17. Jahrhunderts, die im 30-jährigen Krieg Europa an den Rand des Ruins gebracht haben, wurde deutlich, dass die Religion nicht mehr das verbindende Band ist sondern Grund (oft freilich auch Vorwand) blutiger Auseinandersetzungen; um des Überlebens der Gesellschaft willen war es notwendig, die Religion aus dem öffentlichen Raum zu verbannen und zur Privatsache zu erklären.

Säkularisierung meint also nicht die atheistische Negation Gottes bzw. des Gottesglaubens sondern dessen Marginalisierung, konkret die Privatisierung des Gottesglaubens und seine Verdrängung aus dem öffentlichen Raum. Ch. Taylor beschreibt in seinem Standardwerk *A Secular Age* (2007) die Situation so: Während für die gesamte Menschheits- und Kulturgeschichte der Glaube an eine transzendente Wirklichkeit, bei uns: der Glaube an den persönlichen Gott selbstverständlich war und jeder als Außenseiter galt, der das bestritten hat, ist es heute sehr oft genau umgekehrt; der seinen Glauben öffentlich bekennt gilt als Außenseiter. Das ist ein Novum der letzten zwei/dreihundert Jahre, weil uns menscheits-kulturgeschichtlich keine Kultur ohne eine wie immer geartete transzendente Fundierung und Legitimierung bekannt ist.

Wenn Gott, die alles bestimmende Wirklichkeit als Fundierung und Legitimierung entfällt, dann verändert sich im Grunde alles. Dostojewski hat gesagt, wenn Gott nicht ist, dann ist al-

les erlaubt. Das heißt nicht, dass alle die Neu-Heiden unmoralische Menschen wären; sie sind in ihrer großen Mehrheit anständige Menschen, wie wir alle es zu sein versuchen. Aber ohne Gott entfällt die letzte und absolute Legitimation; es wird dann alles mehr oder weniger relativ. Max Horkheimer hat darum gesagt: Einen absoluten Sinn ohne Gott zu retten ist eitel.

Es gibt heute eine wachsende Zahl von nachdenklichen Agnostikern, welche die Selbstgewissheit nicht nur der Theisten sondern auch die der Atheisten kritisch in Frage stellen, und die spüren, dass mit dem Ausfall des Gottesglaubens und des christlichen Glaubens etwas fehlt. „Ein Bewusstsein von etwas, das fehlt“ hat Jürgen Habermas es genannt. Er läßt deshalb etwa in seinem Disput, den er am 19. Januar 2004 hier in der Münchner Akademie mit dem damaligen Kardinal Ratzinger hatte, dazu ein, die Botschaft des Evangeliums rational zu entschlüsseln, weil wir angesichts der enormen Herausforderungen, vor der die Menschheit heute steht, auf dessen Motivationspotential vernünftiger Weise nicht verzichten können. Ich könnte es auch so sagen: Die Botschaft, welche die Kirche zu sagen hat, hat heute nicht etwa ausgedient, sie ist heute aktueller als vielleicht je.

Thomas von Aquin wusste: Gott ist die Sache (*res*) des Glaubens und der Theologie. Wir müssen darum als Kirche zur Sache kommen. Wir müssen nicht nachsagen, was andere auch sagen, sondern das sagen, was nur wir als Kirche sagen können und was das eine Notwendige ist. Wir brauchen eine theozentrische Wende in der Theologie, insbesondere in der Theologie von der Kirche und in der Praxis der Kirche. Wir müssen Kirche nicht als irgendein Volk sondern als Volk Gottes bewusst machen und leben; wir müssen Kirche als Zeichen und Werkzeug Gottes in der Welt und als Vorzeichen des Reiches Gottes als Reich der Wahrheit, Gerechtigkeit und des Friedens verstehen. Nur so können wir Antwort geben auf die existenziellen Fragen der Menschen, die Fragen nach dem Sinn und Glück des Menschseins auch in schwierigen Situationen; nur so können wir missionarische Kirche sein. Wir sollten uns aber nichts vormachen, die vielen innerkirchlichen Fragen, die wir meist diskutieren, mögen innerkirchlich ihre Bedeutung haben; aber es sind nicht die Fragen, welche Menschen draußen interessieren. Wir müssen in erster Linie neu von Gott reden.

5. Erneuerte Ekklesiologie

Die Gottesfrage an die erste Stelle und in den Mittelpunkt zu rücken, hat Folgen für die Rede von der Kirche. Wir müssen Ekklesiologie als Theologie treiben. Das bedeutet gerade für die Ekklesiologie eine Herausforderung. Denn die Ekklesiologie ist in der Theologieggeschichte

ein relativ später Traktat. Sie ist erst im späten Mittelalter entstanden in Abgrenzung gegen den damaligen Konziliarismus und ist so zu einer Hierarchologie geraten. Diese Tendenz hat sich in der Neuzeit durch die Kontroverse mit den Reformatoren weiter verschärft. Weil Luther den Papst als Antichrist bezeichnet hat, hat die katholische Kirche die Bedeutung des Papstes umso mehr herausgestellt und sich oft als eine Art Papstmonarchie dargestellt. Papstkirche zu sein wurde geradezu zu einem Identitätsmerkmal der katholischen Kirche, wie es umgekehrt ein Identitätsmerkmal aller anderen Kirchen war, keinen Papst zu haben.

Gegenbewegungen, die zu einer ekklesiologischen Erneuerung führten, gab es seit dem 19. Jahrhundert, vor allem in der Tübinger Schule (besonders Johann Adam Möhler) und bei John Henry Newman. Sie haben die mysterienhafte Seite der Kirche, vor allem die Kirche als Leib Christi, wiederentdeckt. Durchgesetzt hat sich diese erneuerte Sicht der Kirche erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der liturgischen Bewegung und in Frankreich (Henri de Lubac, Yves Congar, Jean Daniélou u. a.) im *ressourcement*, in der Rückbesinnung auf die Quellen in der Vätertheologie. Damit haben sie das II. Vatikanum vorbereitet. Das Konzil hat auf das alte patristische Motiv verwiesen: Die Kirche ist nur wie der Mond, der Licht nicht aus sich hat, sondern nur das Licht ausstrahlt, das er von der Sonne gleichsam geborgt hat. Hugo Rahner hat das gesamte Material eindrucksvoll zusammengetragen. Daran setzte das II. Vatikanum in der Kirchenkonstitution „*Lumen gentium*“ an. „*Lumen gentium*“ ist nämlich nicht die Kirche; das Konzil fährt vielmehr fort: „*Lumen gentium quod est Christus*“; „Christus ist das Licht der Völker“, die Kirche ist nur Zeichen und Werkzeug für Gott, der sich in Jesus Christus endgültig geoffenbart hat.

Was das Konzil in 16 Dokumenten gelehrt hat, hat die außerordentliche Bischofssynode von 1985, 20 Jahre nach Beendigung des Konzils, zusammengefasst: Kirche ist das unter dem Wort Gottes versammelte Volk Gottes, sie ist hörende Kirche; als solche wird sie durch Taufe und Eucharistie als *communio* konstituiert; sie ist Kirche, welche die Heilstaten Gottes feiert, und sie ist Kirche, die zum Dienst an der Welt bestellt ist. Damit fasste die Synode die vier großen Konzilskonstitutionen zusammen: Volk Gottes (Kirchenkonstitution „*Lumen gentium*“), unter dem Wort Gottes (Offenbarungskonstitution „*Dei Verbum*“), das die Heiltaten Gottes feiert (Liturgiekonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“) und die zum Heil der Welt bestellt ist (Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“). Von diesem Wesen der Kirche muss jede Erneuerung der Kirche ausgehen. Sie muss insbesondere ausgehen vom Hören des Wortes Gottes und der Feier der Sakramente, sowie von der Besinnung auf die sakramentale Commu-

nio-Wirklichkeit aller Christen und von einem neuen Bewusstsein der missionarischen Sendung in die Welt.

Das Konzil musste, um seine Konzeption durchzusetzen, Kompromisse machen. Manche haben sogar gemeint, es lägen in der Kirchenkonstitution zwei unterschiedliche, nicht wirklich miteinander vermittelte Ekklesiologien vor. Die nachkonziliare Diskussion ist leider sehr oft hinter die positiven Ansätze des Konzils in rein innerkirchliche Strukturfragen zurückgefallen. Manchmal kann man sogar den Eindruck haben, dass wir uns um die kirchliche Inneneinrichtung streiten, während das Haus lichterloh brennt und seine Grundmauern ins Wanken geraten sind. Vieles ist ein Insiderstreit, und es ist eine Selbsttäuschung, dass Menschen, die nichts mit der Kirche und nichts mit dem Glauben im Sinn haben, diese Querelen besonders interessieren.

Nimmt man das Tiefenanliegen des Konzils wahr, dann ist die gegenwärtige Krise weit mehr als eine Institutionen-Krise. Man kann sie darum auch nicht allein mit institutionellen Reformvorschlägen beheben. Viele evangelische Kirchen, die keinen Papst und keine zentrale Kurie und keinen Zölibat haben, die in Sachen synodaler Mitbestimmung und [Frauenordination](#) allen entsprechenden Reformforderungen weit entgegen gegangen sind, sind dennoch der Lösung des Problems, wie sie in der heutigen Zeit den christlichen Glauben überzeugend leben und bezeugen können, nicht wirklich näher gekommen. Sie haben ähnliche Probleme wie die katholische Kirche. Relevanz für den einzelnen wie für unsere Gesellschaft kann die Kirche nur haben, wenn sie Identität besitzt und wenn sie weiß, wer sie selber ist.

Äußere Reformen ohne geistliche Erneuerung sind ein ziel- und sinnloser Aktionismus, der verpufft und ins Leere geht. Umgekehrt – und dies muss mit derselben Deutlichkeit gesagt werden – ist geistliche Erneuerung ohne konkrete Erneuerung und ohne Reform weltfremder und weltflüchtiger Spiritualismus, der sich ebenso rasch verflüchtigt und zu einem Reformstau führt, der sich wie ein Mehltau auf das kirchliche Leben legt. Es muss beides zusammenkommen: Geistliche Erneuerung und konkrete Kirchenreform. So war es bei allen bisherigen Erneuerungsbewegungen, und es kann heute nicht anders sein. Wir brauchen darum in erster Linie eine geistliche Erneuerung der Kirche.

6. Erneuerung der Communio-Gestalt der Kirche

Mit dem zuletzt Gesagten will ich mich den Fragen der institutionellen Erneuerung nicht entziehen. Bei den Fragen der institutionellen Reform gilt es anzusetzen bei dem Verständnis der

Kirche als *communio*. Doch was meint *communio*? *Communio* meint nicht einfach Gemeinschaft, sondern Teilhabe (*participatio*) an der trinitarischen *communio*. Die Kirche wird vom Konzil im Sinn der Kirchenväter als Abbild, sozusagen als Ikone der Trinität verstanden und damit als eine Einheit in der Vielfalt (LG 4; UR 3). Konkret konstituiert wird diese *communio* durch Taufe und Eucharistie. „Wir nehmen an dem einen Brot teil, also sind wir ein Leib“ (1 Kor 10, 16 f). *Communio* ist also ein hochtheologischer und kein rein soziologischer Begriff, aber er muss, wenn er nicht ideologisch missverstanden werden soll, auch auf seine konkreten Konsequenzen hin bedacht werden.

Wenn wir Kirche im Sinn der durch das Konzil erneuerten Tradition als durch die Taufe und die Eucharistie begründete *communio* verstehen, dann bedeutet das einen kommunikativen, dialogischen und brüderlichen Stil in der Kirche, der sich von älteren imperialen, feudalen, und obrigkeitsstaatlichen Verhaltensmustern wie von einem scheinmodernen bürokratischen Stil unterscheidet. Eine solche *communio*-Sozialgestalt der Kirche entspringt nicht einer Demokratisierung der Kirche, sondern einer Realisierung der der Kirche eigenen Volk-Gottes- und *communio*-Wirklichkeit. In diesem Sinn sollte das Leben der Kirche nach innen wie nach außen durch einen kommunikativen, partizipativen und dialogischen Stil der Brüderlichkeit, der Freundschaft und des Vertrauens und durch eine hör- und lernbereite Dialogkultur geprägt sein.

Dialog ist ein Schlüsselwort des letzten Konzils; es findet sich in den Konzilsdokumenten etwa 30 Mal in den verschiedensten Zusammenhängen. Paul VI. hat dazu eine eigene Enzyklika „*Ecclesiam suam*“ (1964) geschrieben und Johannes Paul II. hat dazu tieferschürfende anthropologische Überlegungen angestellt (*Ut unum sint*, 1995, Nr. 28). Man muss sich deshalb wundern, dass neuerdings manche das bloße Wort Dialog unter Verdacht stellen, es aus dem kirchlichen Sprachgebrauch verbannen und fast schon mit einem Anathem belegen wollen.

Man muss freilich wissen, was Dialog meint. Dialog ist kein unverbindliches Gespräch, auch keine Talk-Runde, kein akademischer Disput, keine Informations-Veranstaltung, keine politische Verhandlung, auch kein quasi-parlamentarisches Verfahren. Im Dialog teilt man dem anderen nicht etwas mit, man teilt etwas von sich selber mit, ja man teilt sich selbst mit. Dialog, theologisch verstanden, bedeutet, sich gegenseitig Zeugnis vom je eigenen Glauben zu geben und dadurch am Reichtum des anderen teilzunehmen, sich bereichern zu lassen, aber dann auch den eigenen Glauben besser und tiefer zu verstehen. Dialog, dem es nicht um die Wahrheit geht und der nicht unter dem Anspruch der Wahrheit steht, verdient es nicht, Dialog genannt zu werden. Darum trifft man sich beim Dialog nicht auf dem kleinsten gemeinsamen

Nenner. Dialog hat mit Relativismus und Synkretismus nichts zu tun. Im Gegenteil, wir werden durch den Dialog tiefer in die Wahrheit eingeführt und werden dadurch vor allem im ökumenischen Dialog in unserem Wahrheitsverständnis bereichert.

Wenn wir in diesem Sinn die sakramental begründete *communio*-Wirklichkeit der Kirche in die konkrete Realität umsetzen wollen, dann gehört dazu Kommunikation und das heißt die Neubelebung und Stärkung synodaler Institutionen in der Kirche, auf der ortskirchlichen wie auf der universalkirchlichen Ebene. Diese Erneuerung ist keine Neuerung. Sie hat nichts mit einer gelegentlich kritisch beschworenen Rätekirche zu tun; sie entspricht vielmehr ältester Tradition, die es unter den heutigen Gegebenheiten neu aufzugreifen gilt, um aus dem Geist der *communio* einen aus überholten gesellschaftlichen Mustern stammenden, einseitigen autoritativ-hierarchischen Stil zu überwinden und um der Kirche ein junges frisches Gesicht und eine erneuerte Gestalt zu geben.

Zur kirchlichen *communio* gehört auch das Amt in der Kirche. Denn *communio* stellt sich nicht selbst her und stellt sich nicht allein durch den brüderlichen Dialog ein. Als sündige Menschen sind wir alle irgendwie auch egoistische und egozentrische Menschen. *Communio* setzt darum Versöhnung voraus. Diese kann man nicht machen, sie ist letztlich Geschenk, Gnade. Das kirchliche Amt repräsentiert in seinem Gegenüber zur Gemeinde dieses innerweltlich unableitbare gnadenhafte Gegenüber. Es ist darum ein konstitutiver Dienst in der kirchlichen *Communio* und für die kirchliche *Communio*. Die Brüderlichkeit in der Kirche ist nicht ohne geistliche Vaterschaft möglich. Es muss in der Kirche *auctoritas* im ursprünglichen Sinn des Wortes *augere* d.h. wachsen geben. Autorität soll also nicht Leben unterdrücken, sondern Leben stiften, und mehren, Leben wachsen lassen und Leben fördern. Das kirchliche Amt soll die anderen Christen zu ihrem Dienst befähigen, sie begleiten, ermahnen, ermutigen, es soll die verschiedenen Charismen und Tendenzen in einen Glauben zusammenführen und zusammenhalten. Solche Autorität brauchen wir heute nicht weniger sondern mehr.

Das Ideal scheint mir in der Regel des hl. Benedikt beschrieben zu sein. Bei Benedikt hat der Abt in der Mönchsgemeinschaft eine wichtige Stellung; er vertritt sozusagen Jesus Christus. Aber er soll bei allen wichtigen Entscheidungen den Rat der Brüder einholen; er soll auch den Jüngsten hören, weil auch durch ihn der Hl. Geist reden kann. Nach der Beratung soll der Abt alles überdenken, er soll darüber beten, um dann zu entscheiden. Autorität und Brüderlichkeit gehören also zusammen und bedingen sich gegenseitig.

Ein ähnliches kommunikatives Miteinander von Amt und Gemeinde beziehungsweise Kirche sollte es auf allen Stufen kirchlichen Lebens geben. Dass dabei auch den Frauen ihr Platz zu-

kommen muss, sollte eigentlich selbstverständlich sein, ist aber in der römischen Kurie leider immer noch ein Desiderat. Auf der Ebene der Pfarrei sind gegenwärtig großräumigere Pfarreien neuen Stils und Zuschnitts im Entstehen. Sie sollten eine Gemeinschaft von Gemeinschaften sein. Dazu gehören Haus- und Basisgemeinschaften, Gruppen verschiedenster Art, die Biotope des Glaubens sind, in denen christliches Leben erfahren, gelebt und aktive Beteiligung am kirchlichen Leben konkret eingeübt werden kann. Von ihnen können dann Licht und Wärme des Glaubens ins Umfeld ausstrahlen. Die Aufgabe des Amtes ist es, sie am Evangelium zu orientieren und sie zur gemeinsamen Feier der Eucharistie zusammenzuführen.

Solche Gemeinschaften dürfen sich nicht abschotten. Sie müssen offen sein für die jeweilige Gemeinde und offen für die weltweite Kirche. In einer global vernetzten Welt müssen Gemeinden und Gemeinschaften ihre Kirchturmperspektive überschreiten, wirklich katholisch sein und sich für die größere Kirche in der Diözese und in der Weltkirche öffnen. Die Zeit von Nationalkirchen, welche seit dem späten Mittelalter Mitursache von unseligen Spaltungen und Konflikten geworden sind, ist vorbei. Das Christsein des 21. Jahrhunderts sollte sich durch weltweite Solidarität mit den Brüdern und Schwestern auszeichnen, welche in Not sind, vor allem mit den verfolgten und unterdrückten Christen in vielen Ländern der Welt. Dazu gehört auch die alte biblische und urchristliche Tugend der Gastfreundschaft gegenüber Menschen, die von Not und Verfolgung getrieben zu uns kommen.

Auf der Ebene der universalen Kirche braucht die Kirche in einer mehr und mehr globalisierten und doch innerlich zerrissenen Welt um der Einheit in der Vielfalt willen ein starkes Zentrum. Wir brauchen Petrus, der mit seinem Christusbekenntnis der Fels ist, auf den die Kirche gegründet ist (Mt 16,18). Gerade in schwierigen Zeiten wie der unsrigen gilt es, sich um Petrus zu scharen. Ebenso braucht die Kirche eine Stärkung ihrer kollegialen/synodalen Struktur. Beides widerspricht sich nicht. Die vom Zweiten Vatikanischen Konzil gewollte Integration beider Gesichtspunkte könnte vielmehr dazu beitragen, die innere Einheit zu stärken und den noch immer vorhandenen, neuerdings leider sogar wieder verstärkt spürbaren antirömischen Affekt zu überwinden.

So wird es in Zukunft unausweichlich sein, die Bedeutung der Bischofssynode und des Konsistoriums zu stärken, einen alles steuern wollenden kurialen Zentralismus zurückzufahren und den Ortskirchen, das heißt der Kirche in einem Land, einer Kultur oder auch eines Kontinents, mehr Eigenverantwortung zu geben. Auch die Kommunikation und Beratung innerhalb der Kurie könnte verstärkt werden. Hans Maier hat von der Notwendigkeit einer Art Kir-

chen-Regierung gesprochen. Dadurch wird die Bedeutung des dem Petrusamt übertragenen Auftrags, die Brüder zu stärken (Lk 22,32), nicht ab-, sondern zunehmen.

Zum Dialog nach innen kommt der Dialog nach außen: der Dialog mit dem Gottesvolk des Alten Bundes, der ökumenische Dialog wie der Dialog mit den anderen Religionen, der Dialog mit der heutigen Kultur und mit allen Menschen guten Willens. Mit diesen Dialogen hat das Konzil den Weg gewiesen, von einer Kirche, die sich als Burg und Festung versteht, zu einer kommunikativ und dialogisch offenen Kirche. Dialog bedeutet nicht das Aufgeben der eigenen Identität, sondern vielmehr das Wachsen in der eigenen Identität. Denn wesentlich für die christliche Identität ist in der Nachfolge Jesu das Sein für andere und mit anderen. Das schließt Anpassung ebenso aus wie eine ängstliche Wagenburgmentalität.

Dazu gehört in unserer Situation besonders der ökumenische Dialog. Er ist Auftrag Jesu und er ist ein Werk des Heiligen Geistes. Die Entscheidung dazu ist darum irreversibel und unwiderruflich; er ist eine wichtige Baustelle der Kirche der Zukunft. Wir haben viel erreicht und können schon Früchte ernten. Aber es stehen auch noch ernste Fragen vor uns. Wir sind noch nicht am Ziel. Es gibt noch offene Fragen. Es ist nicht nur die Amtsfrage, sondern die Amtsfrage im Zusammenhang der Kirchenfrage. Weil wir – was kein Verständiger bestreiten wird – ein verschiedenes Kirchenverständnis haben, haben wir auch ein verschiedenes Verständnis von der Einheit der Kirche. Hier berühren wir die Grundschwierigkeit der gegenwärtigen ökumenischen Dialoge.

Wir sollten trotz dieser Schwierigkeiten das, was wir in der Wahrheit und in der Liebe schon heute gemeinsam tun können, auch gemeinsam tun. Das ist mehr als was wir heute tatsächlich schon tun. Wir sollten uns also nicht auf die Frage der Eucharistie- bzw. Abendmahlgemeinschaft fixieren. Sie ist solange wir uns über die Kirchengemeinschaft nicht einig geworden sind, nicht möglich. Das schließt nicht aus, dass es begründete Einzelfalllösungen geben kann. Das sind aber Fragen, die nicht in Rom entschieden werden können, die vielmehr in den Ortskirchen entschieden werden müssen. Darin stimme ich ganz mit dem Vorsitzenden der Ökumene-Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Gerhard Ludwig Müller, überein.

Vollends ist der interreligiöse Dialog ein Weg in eine offene Zukunft. Er ist die einzig mögliche Alternative zur Gewalt und zu einem Zusammenstoß der Kulturen, der Ethnien und der Religionen. Durch diesen Dialog in der Wahrheit und in der Liebe kann die Kirche als eschatologisches Volk Gottes mitten in den Konflikten unserer Welt Vorausbild und Werkzeug des

eschatologischen Friedens (*shalom*) sein. Die jüngste Begegnung in Assisi ist ein Zeichen dafür.

Mit den Dialogen nach innen und außen hat das Zweite Vatikanische Konzil Entwicklungen angestoßen, die uns fordern, die wir aber nicht programmieren können. Das Konzil hat uns für die gegenwärtige geschichtliche Stunde des Abschieds von langsam, aber unaufhaltsam vergehenden volkkirchlichen Formen und des Aufbruchs zu einer neuen Art des Kircheseins die Richtung gewiesen. Es hat uns ein Licht auf den Weg gegeben, das nicht wie ein Flutlicht eine ganze Piste in die Zukunft ausleuchtet; es hat uns gleichsam eine Laterne in die Hand gegeben, die wie jede Laterne nur leuchtet in dem Maße, als wir selbst voranschreiten. Sie gibt Licht jeweils für den nächsten Schritt, dem dann andere Schritte folgen können und folgen müssen.

7. Schluss: Neue Freude an der Kirche

Letztlich ist die Erneuerung nur durch ein erneuertes Pfingsten möglich. Davon hat Papst Johannes XXIII. bei der Einberufung und bei der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils gesprochen. Wenn wir davon überzeugt sind, dass letztlich nur der Pfingstgeist die Erneuerung schenken kann, dann müssen wir vor allem anderen das tun, was die ersten Jünger und Jüngerinnen vor Pfingsten taten. Damals versammelten sich Apostel, die Frauen, die Jesus begleitet hatten, zusammen mit Maria, der Mutter Jesu, und verharrten einmütig im Gebet (Apg 1,12-14). Auch heute wird die Zukunft der Kirche in erster Linie von den Betern bestimmt, und die Kirche der Zukunft wird vor allem eine Kirche der Beter sein.

Der Geist kann wie am ersten Pfingsten im Sturm und mit Feuer kommen (Apg 2,2f), mit dem Sturm, der manches hinwegfegt und mit dem Feuer, das manches von dem verbrennt, was uns heute noch wichtig erscheint. Der Geist kann aber auch wie beim Propheten Elia im leisen Säuseln des Windes kommen (1 Kön 19,12f) und uns und die Welt mit seiner Glut von innen her reinigen und verwandeln. Er kann uns neu bewusst machen, dass wir uns keine Sorgen machen brauchen, dass vielmehr die Freude an Gott unsere Stärke ist (Neh 8,10). Wenn wir aus dieser Freude heraus als Volk Gottes Freude an der Kirche haben, wird die Kirche auch morgen leben und übermorgen Zukunft haben. Sie wird dann als Vorschein des kommenden Reiches Gottes suchende und fragende junge wie ältere Menschen anziehen und für viele wieder neu geistliche Heimat sein. Jammern zieht niemanden an; Freude dagegen ist ansteckend.

Freude am Christsein überzeugt. Wenn ich dazu ein wenig beitragen konnte, wäre ich hochzufrieden.

„zur debatte“, 8-2011